



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Briefe aus der Kaiserstadt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 15. November.

„Schwere Zeiten!“ Wo wäre dieser Seufzer heut nicht an der Tagesordnung! Man braucht nicht erst die ultramontanen Jeremiaden über die diocletianische Christenverfolgung oder die socialdemokratischen Verwünschungen der völkervernichtenden modernen Productionsweise zu hören, noch auch die Klagen der Wiener und sonstigen Journale über die *lettres de cachet* des Berliner Stadtgerichts — jeder Schusterjunge weiß von der allgemeinen Misère zu erzählen, jedes Stubenmädel, dem die außeretatmäßigen Silberlinge dormalen weit seltener und mit viel geringerem Wohlwollen in die Hand gedrückt werden, als weiland zur Zeit des florirenden Gründerthums. Dennoch hat das öffentliche Leben Berlins durchaus nicht den Anstrich des Darbens und der Gelähmtheit. Im Allgemeinen hat der „große Krach“ bei uns mehr die Wirkung eines heilsamen Schrecks, als die der directen Zerstörung gehabt. Was er wirklich vernichtet hat, ist im öffentlichen Interesse kaum zu beklagen. Weiß Geistes Kinder die Hauptpersonen jener schwindelhaften Unternehmungen waren, hat ja eine Reihe von Criminalverhandlungen gezeigt. Nicht unmöglich, daß die schlimmsten der Uebelthäter ungepeitscht von der Ruthe des Strafgerichts davongekommen sind. Aber wenigstens aus der tonangebenden Stellung, welche sie im öffentlichen Leben einnahmen, sind sie zurückgedrängt. Jenes prassende Geldprokenthum, welches mit seiner geistigen Rohheit den schönen Beruf des Reichthums für die Pflege des höheren Kulturlebens in widerlichster Weise parodirte, an die Stelle eines ästhetisch-geläuterten Luxus die geschmackloseste Prahlerei und Ueberladenheit setzte, in der Musik, der dramatischen und der bildenden Kunst ausschließlich die grobsinnliche Richtung begünstigte — jene Mißbildung ist in unserer Gesellschaft, wenn nicht für immer beseitigt, so wenigstens gründlich lahm gelegt. Auch der unvermeidliche Schweiß der Gründerbarone, jene jugendlichen Employés der über Nacht aufgeschossenen Banken und Actiengesellschaften, zum großen Theil fade Gecken, sitten- und bildungslose Pflastertreter, die ekelhafteste Sorte von „jeunesse dorée“ — auch das saubere Völkchen ist bis auf wenige Reste hinweggefegt. Und so hat unser öffentliches Gesellschaftsleben in der That ein erheblich gesünderes Aussehen gewonnen.

Kein Zweifel ist freilich, daß die große Krise neben unbestreitbar segensreichen auch eine gemeinschädliche Wirkung ausgeübt hat und noch ausübt, daß sie im Geschäftsleben eine andauernde Stockung erzeugt, und daß sie manche auf ursprünglich solider Basis beruhende Schöpfung mit ins Verderben gerissen hat. Die allmähliche Beseitigung dieser Uebelstände nach Maß-

gabe der fortschreitenden Genesung des volkwirthschaftlichen Organismus und des wiederkehrenden Vertrauens kann indeß nicht ausbleiben. Es ist kein Geheimniß, daß die Luxusindustrie noch immer schwer zu leiden hat; doch wird man sich kaum irren, wenn man in ihren Absatzverhältnissen gegen das Vorjahr eine erhebliche Besserung zu bemerken glaubt. So wird es auch mit manchen sonstigen Unternehmungen gehen, nachdem sie das Fegefeuer durchgemacht und die romantischen Zuthaten der Schwindlepoche abgeschüttelt haben. Unter den Berliner Gründungen wäre eine solche günstige Wendung am ersten der in diesen Briefen bereits vor Jahresfrist beklagten Westendcolonie zu wünschen. Unter den verschiedenen Villenansiedelungen, welche sich in neuerer Zeit um die Hauptstadt gruppiert haben, ist das „Westend“ auf der Anhöhe hinter Charlottenburg unstreitig die anziehendste, soweit von landschaftlichen Reizen in Berlins unmittelbarer Umgebung überhaupt die Rede sein kann. Die Quistorp'sche Actiengesellschaft, welche dort ihr Wesen getrieben, schickt sich eben an, endlich einmal zu liquidiren. Es ist aber kaum denkbar, daß der Colonie nicht in anderer Form wieder auf die Beine geholfen werden sollte. Auf die Ausführung der riesenhaften Prachtbauten, deren Ruinen seit Jahr und Tag so melancholisch ins Land hineinstarren, wird freilich wohl verzichtet werden müssen.

Ein ähnliches Schicksal, wie den Quistorp'schen Schöpfungen, wurde im vorigen Winter einer in Charlottenburg unternommenen großartigen Anlage auf Actien prophezeit. Allein, Fürst Putbus hat mit derselben mehr Glück gehabt, als mit der Nordbahn. Die „Flora“ mit ihrem Palmengarten — ich habe ihrer im Frühjahr unmittelbar nach ihrer Eröffnung Erwähnung gethan — hat sich bewährt und es ist jetzt ausgemachte Sache, daß sie auch im Winter ein wirksamer Anziehungspunkt bleiben wird. Der wundervolle Rosenstor, der noch bis tief in den Oktober hinein den Eintretenden begrüßte, ist nun freilich dahin, die glänzenden Farbeneffecte der mit feinem künstlerischem Geschmacke arrangirten Blumenteppeiche sind erloschen, um so überraschender und wohlthuernder aber ist der Eindruck der immergrünen Tropenwelt. Seit der Eröffnung hat sich die Vegetation des Palmenhauses außerordentlich reich entwickelt. Tausend Kleinigkeiten sind da zum Vorschein gekommen, immer Neues entdeckt das forschende Auge, es ist eine Welt voll sprießenden Lebens und unendlicher Mannichsältigkeit. Nichts anziehender aber als der Blick aus dem großen Concertsaale durch das riesige Glasportal in das Palmenhaus. Es giebt keinen seltsameren Contrast, als den ungeheueren, in tausendfältigem Lichtglanz schimmernden, mit solider Pracht ausgestatteten, von fröhlichen Weisen wiederhallenden Raum und daneben im Schatten der Dämmerung diesen stillen Hain mit den Gebilden einer fremden Welt. Es ist keine Frage, unter jenen Orten, die der Bewohner der Haupt-

stadt aussucht, um die Last des Daseins mit neubelebendem Genuß zu vertauschen, gebührt der „Flora“ einer der ersten Plätze.

Daß übrigens an diesen Orten und Gelegenheiten Berlin keinen Mangel leidet, ist bekannt. Die Saison hat diesmal von vornherein mit vollen Händen gespendet. Das Heer der Theater wetteifert mit einander um den Preis, die Concerte jagen sich förmlich und — last not least — die beiden glänzenden Circus, mit denen wir seit vorigem Jahre beschenkt sind — früher hatte Krenz das Feld allein —, haben diesmal ihre Hallen einen vollen Monat früher geöffnet als sonst. Das Hauptinteresse concentrirt sich, wie immer auf die Leistungen der dramatischen Muse.

Das königliche Schauspielhaus hat bereits drei größere Novitäten gebracht, außer Hebbel's „Herodes und Marianne“, was sofort wieder vom Repertoire verschwand, „Alte Schweden“ von Brachvogel und „Ein Erfolg“ von Paul Lindau. Das letztere Stück ist, infolge einer äußerst rührigen Reclame, mit einer gewissen Spannung erwartet worden. Ich bin bisher durch eine Verkettung widriger Umstände verhindert gewesen, es zu sehen, verspare also seine Besprechung auf einen der nächsten Briefe. Brachvogel's „Alte Schweden“ kündigen sich als ein Schauspiel an; in Wahrheit sind sie nichts als eine dramatisirte Novelle. Diese Novelle ist eine Episode — aus dem Leben des alten Derfflinger. Das Stück zerfällt in zwei Theile. Der erste behandelt Derfflinger's Uebertritt von Schweden zu Brandenburg, der zweite Derfflinger's Braut-fahrt. Um den Plural „alte Schweden“ zu rechtfertigen, wird noch Görzke mit vorgeführt; er ist indeß nur Nebenfigur. Dem Dichter hat offenbar die Absicht vorgeschwebt, als die tiefere Idee seines Dramas die aufsteigende Macht Brandenburgs zur Anschauung zu bringen. Verschiedene Aeußerungen Derfflinger's am Anfange und dann die Schlussscene, in welcher der Große Kurfürst den Gesandten Frankreichs, Schwedens und Polens über seine künftige Politik ziemlich unverblümt die Meinung sagt, lassen darüber keinen Zweifel. Diese Idee hat auch die Einheit des Stückes herstellen sollen. Das ist jedoch nicht gelungen. Die hohe Politik steht völlig unvermischt neben den übrigen, durch und durch anekdotenhaften Bestandtheilen.

Auch abgesehen von der politischen Einkleidung entbehrt das Stück durchaus der Einheit und Geschlossenheit; es ist eine mehr oder weniger willkürliche Aneinanderreihung einzelner Scenen. Unter dem dramatischen Gesichtspunkte betrachtet ist es also entschieden als verfehlt zu bezeichnen. Dennoch wird es jedem harmlosen Theaterbesucher einen genussreichen Abend verschaffen. Es geht ein unwiderstehlicher Hauch frischen Humors und ungekünstelter Gemüthlichkeit durch das Ganze. Dabei sind die Scenen und Personen mit feinem historischem Gefühl getreu aus ihrer Zeit herausgebildet; der alte Derfflinger zumal, hier allerdings noch in den Vierzigen, ist leibhaftig aus dem Holze des dreißigjährigen Krieges geschnitzt. Die biederbe Art, wie er heute mit den Landsknechten, morgen mit dem Kurfürsten, übermorgen mit dem geliebten Mädchen redet — die Sprache dabei das ergößlichste Kauderwälsch von der Welt — muß ihm jedes Herz gewinnen. Auch seine nachmalige Braut Katharina v. Schappelow und deren Bonne Euphrosyne Gramzow sind trefflich gezeichnet, für unser modernes Empfinden allerdings etwas sehr resolut, aber historisch wahrscheinlich. Die Scenen, in welchen diese drei Personen zusammenwirken, sind der Glanzpunkt des Ganzen. Um sie voll zur Geltung zu bringen, aus den Gestalten des Dichters „etwas zu machen“, dazu gehören freilich drei so vorzügliche Kräfte, wie wir sie in Herrn Berndal, Fräulein Kessler und unserer unübertrefflichen komischen Alten, Frau Trieb-Blumauer besitzen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Gützel & Begler in Leipzig.